

Einführung in die Ausstellung „Ein halber Quadratmeter Freiheit“

Münchener Justizpalast, 28. Oktober 2015

Dr. Anna Maria Krewani

Sehr geehrter Herr Ministerialdirigent Stumpf,

sehr geehrte Frau Meyer,

liebe Mitglieder des Vereins Art and Prison,

lieber Peter Echtermeyer, liebe Cornelia Harmel, liebe Annette Oberdieck,

sehr verehrte Gäste,

ich kann nicht umhin, zu bemerken, dass wir hier eine merkwürdige Konstellation erleben:

- eine Ausstellungseröffnung ohne die Anwesenheit der ausgestellten Künstler, obwohl sie noch leben.
- ein Ausstellungsort für Kunst (keine Dokumentation), der kein Ort der Kunst ist, sondern ein Justizpalast
- Bilder, die in Haft entstanden sind und Gäste, die sich mit dem deutschen Haftsystem bestens auskennen.
- Bilder, die nicht inmitten unserer Gesellschaft geschaffen wurden sind und die doch viel mit der Mitte unserer Gesellschaft zu tun haben.

Eine Konstellation also, die voller Spannungen ist, ja auch Konfliktpotential birgt. Diese Spannungen lassen sich nicht einfach auflösen. Sie wohnen den Bildern selber inne.

Die hier ausgestellten Bilder zu betrachten, heißt in mehrfacher Hinsicht an eine Grenze zu gelangen. An eine Grenze, die keinen fließenden Übergang kennt, wenn sie zunächst in Form von Gefängnismauern eine scharfe, hartkantige Linie markiert.

Diese Grenze, ist sie auch unüberwindbar, setzt doch zugleich das Innen und das Außen in Bezug zueinander. Eingeschlossensein ist zugleich Ausgeschlossensein. Wer das Eingeschlossensein begreifbar machen will, muss von dem erzählen, was in ihm entzogen wurde.

- Die inhaftierten Maler haben oft das Motiv des Fensters gewählt als Ausblick in die Weite und Harmonie der Natur und den Himmel – eine klassische Referenz an eine unversehrte Welt, die hinter den Gefängnismauern liegt.
Besonders kunstvoll inszeniert ist dieses Zusammenspiel in dem Bild von „Kurt“ aus Österreich (Katalog, Seite 6).
Der Porträtierte zeigt sich vor einem grauen Hintergrund, wie er durch ein Fenster hinausblickt. Das Fenster selbst können wir nicht sehen, doch der Maler zeigt uns das hereinfallende Sonnenlicht, das auf der steinernen Fläche vom dunklen Schattenwurf der Gitter durchzogen ist.
In den hellen, von der Sonne durchfluteten Flächen scheint schwach, aber im Detail sehr fein ausgearbeitet eine zivilisierte, reiche Welt mit historischer Architektur, zufriedenen Menschen und liebevoll angelegten Wasserfällen auf.
- Ein Bild im Bild zu zeigen, ist eine andere Art und Weise, in der Zelle ein Moment von Freiheit aufkeimen zu lassen, das aus dem Akt der künstlerischen Betätigung selbst erwächst.
Beispielhaft in dem Bild von „Christopher“ aus Ecuador (Katalog, Seite 73).
Der Maler zeigt sich uns im Akt des Malens, während er ein großes Bild an seiner Zellwand entstehen lässt, das uns allen bekannt ist: das französische Revolutionsbild von Eugène Delacroix. Sein Bild und sein Malen selbst werden damit zur Metapher für einen möglichen Aufstand gegen Unterdrückung, ein Aufstand für Menschenrechte und ein selbstbestimmtes Leben. Das Bild trägt den treffenden Titel: Malerei meiner Freiheit.
- Andere Bilder wählen einen Riss im Bild, um von dem zu erzählen, was in der Zelle physisch zwar abwesend ist, für sie als Sehnsuchtsort immer mitschwingt.
Auf der einen Seite die graue und kalte Gefängnissituation, auf der anderen Seite eine bunte, in warmen Farben gehaltene Familienszenerie.
Eine einfache Gegenüberstellung, in der ein Riss eine Familie trennt und doch im Bild auch wieder vereint.

Die meisten der hier gezeigten Bilder beziehen ihre Kraft daraus, dass sie etwas abbilden, was in der Haft abwesend ist. Sie thematisieren damit den Entzug und den Verlust, der für das Gefängnis so prägend ist, und überwinden ihn doch zugleich auch. An eine Grenze zu gelangen, ist hier zugleich auch deren Überschreitung.

Über ihre Bilder führen uns die Inhaftierten vor Augen, wer und was sie jenseits ihres Status als eingesperrte Lebewesen sind: Menschen mit Vergangenheit und Zukunft, Sehnsüchten, Hoffnungen und politischen Vorstellungen, mit Phantasie und zeichnerischem oder malerischem Talent.

Ein Großteil der Bilder lässt sich – so gelesen – in einem sehr weit gefassten Sinne als Selbstporträts lesen. Naturstudien werden dann zu Seelenlandschaften oder einfach Sehnsuchtsorten, Architekturen zu Gedankengebäuden, urbane Szenerien zu einem inneren Ringen mit sozialer Auseinandersetzung.

Selbstporträts

Was aber passiert, wenn wir es in engerem Sinne mit dem klassischen Genre des Selbstporträts zu tun haben, wenn die Häftlinge sich selbst zum direkten Gegenstand der Darstellung wählen?

Diese Frage gewinnt an Spannung, wenn man die Porträts mit der Vorstellung konfrontiert, der Porträtierte stünde leibhaftig vor uns.

Das Selbstporträt von Armando aus der Schweiz (Katalog Seite 33) ist ein Bild, das zu großen Teilen von dem Gesicht des Malers ausgefüllt ist. Die Bleistiftzeichnung zeigt einen gealterten Mann mit tiefen Falten, die wie ein fließendes Muster sein Gesicht überziehen. Der ungleiche Verlauf seiner Falten, die Lebendigkeit seines Ausdrucks und die Zufriedenheit seines direkten Blickes kontrastieren mit den starren Gitterstäben im Hintergrund.

Was ich als Betrachterin des Bildes mitnehme, ist ein Gefühl tiefster Zufriedenheit, ausgelöst auch durch die ausgewogene Bildgestaltung. Gitter und Falten, der wache Blick gehen ein Wechselspiel auf diesem engen Raum ein, das mir einen Häftling zeigt, der sein Schicksal angenommen zu haben scheint. Das Bild ist klug komponiert, viel lässt es weg und konzentriert sich ganz auf das Gesicht. Es ist, wie in klassischen Selbstporträts üblich, ein einziges Detail, das den Porträtierten als das ausweist, was er ist: ein Maler, ein König, ein Häftling. Dabei ist der Inhaftierte, der sich uns hier zeigt, selbst nicht anwesend. Die Darstellung besteht nur aus Graphitspuren auf Papier.

Würde er nun leibhaftig in der Ausstellung vor uns stehen, hätte er wohl eine andere Ausdruckskraft. Könnte er uns die Harmonie und Zufriedenheit des Bildes vermitteln? Ich finde die Frage sehr spannend und diskussionswürdig: Würden wir in ihm nicht vor allem den Straffälligen, den Inhaftierten, den Täter sehen – oder zumindest suchen?

Einen ganz anderen Ausdruck als das des zufriedenen Schweizers zeigt uns das erste Preisträgerbild des letzten Wettbewerbs: Es stammt von Nicolai aus Weissrussland (Katalog, Seite 33).

Auffallend an dem Bild ist, dass der Selbstporträtierte, ganz untypisch für ein Selbstporträt, uns seinen Rücken zuwendet, während er vor einem Spiegel steht. Sein Gesicht sehen wir nur in der Spiegelung. Nun würde man erwarten, dass der Porträtierte in den Spiegel schaut und wir indirekt in seine Augen blicken. Doch er senkt die Augen und verweigert uns – und sich selbst – seinen Blick. Zu groß – so meine Interpretation – die Scham, zu groß das Hadern mit sich selbst, mit seinem Schicksal und seiner Identität.

Indem der Maler uns sein Unvermögen zeigt, sich selbst im Spiegel anzublicken, offenbart er uns seine Verletzlichkeit. Dieses Bild hat eine andere Spannung als die des zufriedenen Schweizers. Es irritiert durch den Entzug des Blicks und ist dadurch fast noch schwerer auszuhalten. Der Schweizer dagegen hatte sich als Mensch gezeigt, der keine Scham und Scheu hat, sondern voller Würde, ja fast mit einem Augenzwinkern den Betrachter direkt anblickt. Es ist ein stolzes Bild.

Bei dem Selbstporträt aus Weissrussland dagegen wird das Bild zur zaghaften Bitte, ihm zu begegnen. Es ist wie ein Appell, eine Verbindung aufzunehmen – eine Verbindung, die darum weiß, dass er sich selbst und der Welt abhanden gekommen ist. Nehmen wir diese Verbindung auf, indem wir ihm mit Empathie begegnen, ohne voyeuristisch nach seinen Taten zu fragen oder uns an seine Schwäche aufzubauen, bringen wir ihm ein Stück Welt zurück.

Ethik des Sehens

In aktuellen bildtheoretischen Debatten spricht man heute von einer Ethik des Sehens. Susan Sontag zum Beispiel ist der Frage nachgegangen ist, was es heißt, das Leiden der anderen zu betrachten.

In einer Zeit, da unsere Welt uns auch Bilder von Enthauptungen, toten Kinderkörpern am Strand oder Szenen aus Abu Ghraib bringt, wird es dringend eine Haltung im Sehen zu entwickeln. Dies gilt auch für Bilder, die keine Opfer zeigen, sondern vielleicht Schuldige.

Jede Dokumentation, Zurschaustellung und Betrachtung von Elend, aber auch von Schuld und Kriminalität ist eine Grenzwanderung. Allzu schnell kann sie abrutschen und sogenannte niedere Instinkte bedienen. Der mitleidige Blick kann voller Erniedrigung sein. Der neugierige Blick voller Voyeurismus.

Ein Bild in der Ausstellung lässt sich wie eine Mahnung interpretieren, sich der Gefängniswelt nicht mit Gier, Sensationslust und Voyeurismus zuzuwenden. Lassen Sie mich auf dieses Bild nur hinweisen, weil es wie ein Metabild am Anfang der Ausstellung hängen könnte. Es ist das Bild „Roll up, roll up“ (Katalog, Seite 125) von Michael aus England, das Eingespernte wie Ausgestellte zeigt, die von Paparazzi-Fotografen bedrängt und abgelichtet werden. Die Art und Weise, wie sich hier die Betrachter – die Fotografen – den Gefangenen zuwenden, ist keine Zuwendung, die ihnen einen Weg in die Freiheit ermöglichen würde. Die Art, wie die Gefangenen hier betrachtet werden, macht sie noch unfreier.

Auf dem Weg zurück in die Gesellschaft kann Kunst zu schaffen, eine wichtige Hilfe sein. Das ist unbezweifelt und macht den Wert dieser Bilder hier aus. Kunst ist eine Praxis der Freiheit oder wie Friedrich Schiller so schön sagte: „eine Tochter der Freiheit“. Sie hilft innere Grenzen zu überschreiten und Menschen zu souveränen Individuen zu erziehen.

Doch was wären diese Bilder ohne, dass sie betrachtet würden? Und was machen die Bilder mit uns Betrachtern?

Die Bilder aus der Haft haben keinen Marktwert und gehorchen nicht den Gesetzen des Kunstbetriebs – da können wir noch sehr von ihrer technischen Perfektion und ihrer starken Ausdruckskraft schwärmen. Galeristen und Kunstexperten werden sich kaum für sie interessieren. Das kann man aus Sicht des Kunstbetriebs als ihre Schwäche ansehen.

Ihre Stärke schöpfen sie aus der Tatsache, dass sie uns herausfordern. Die Bilder, die wir hier sehen, führen auch uns an Grenzen und eröffnen Einblicke in eine Welt, die unsere Menschlichkeit, unsere eigene Verletzlichkeit und unsere Verantwortung berühren. Diese Bilder, direkt, roh, sehr authentisch, sind wie Menschen, die uns vor eine Wahl stellen: Wir können sie mit Mitleid betrachten, sie mustern und einsortieren, oder sie voyeuristisch benutzen. Wir können ihnen aber auch direkt begegnen, in ihrer Vieldeutigkeit und ihrer jeweils ganz individuellen Sprache. Das hieße, nicht nach dem zu suchen, was sie uns nicht zeigen wollen, sondern sie in dem anzuerkennen, was sie uns zu zeigen geben!

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!